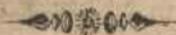


Unsre Zeit

oder

Die christliche Kirche in unsern Tagen

von 1750 bis 1833.



Ein

Neujahrsgeſchenk

für

Kinder.



VIII.

Verlegt von den Barmer Elementarlehrern zum Besten
ihrer Wittwenkaſſe.

Schulied.

Wel. Freu' dich sehr, o meine Seele ze.

Liebtlich ist die Morgenstunde,
Wenn man sie mit Gott beginnt!
Freud' im Herzen, Dank im Munde
Ziemet einem Christenkind,
Das nach einer sanften Nacht
In des Schöpfers treuer Wacht
Ohne Gram und ohne Sorgen
Aufgewacht zum hellen Morgen.

Lasset uns gen Himmel schauen,
Wo die Sonne glänzend steht,
Und auf Berge, Thal und Auen
Licht und Leben niederfä't;
Aber mehr, denn Sonnenlicht,
Strahlet Christi Angesicht;
Heil und Friede, Gnad' und Wahrheit
Leuchten hier in ew'ger Klarheit.

Heut auch will Er uns begleiten,
Nuch zur Schule mit uns gehn,
Will das Herz zur Weisheit leiten,
Und uns treu zur Seite stehn,
Das uns diesen ganzen Tag
Keine Sünde fällen mag,
Das wir unter seinem Segen
Abends uns zur Ruhe legen.

O wie wird durch seine Gnade
Alles Lernen süß und leicht,
Wenn er auf dem Jugendpfade
Freundlich uns die Hände reicht!
O wie selig ist ein Kind,
Das mit ihm den Tag beginnt,
Das Verstand, Gemüth und Triebe
Heiligt durch des Mittelers Liebe!

Komm denn, Herr des ew'gen Lebens,
Tritt in unsern Kreis hinein,
Hilf, und laß uns nicht vergebens
Deines Wortes Schüler sein!
Nimm des treuen Lehrers wahr,
Segne Deiner Kinder Schaar,
So wird alles wohl gedeihen,
Und Dein Herz sich unser freuen.

1. Wie der Unglaube in Deutschland wieder aufkam.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigte sich in unserm Vaterlande eine traurige Erscheinung. Der Glaube an das Evangelium nahm sichtbar ab; die Liebe zu Gottes Wort erkaltete, das Christenthum wurde vielen verdächtig; dagegen kam der Unglaube auf, und Stolz, Gottesvergehenheit und Spöttelei mehrte sich im Lande.

Unser liebes deutsches Vaterland war von Gott reichlich mit Erkenntniß der Wahrheit gesegnet. Das Licht der reinen Lehre war durch die Reformatoren in ihm neu aufgegangen, und hatte sich von hier aus segensreich in andre Länder verbreitet. Aber Gott will, daß der Mensch treulich bewahre, was er ihm gibt. Gold und Silber schließt man in Kisten, Kunst und Fertigkeit bewahrt man durch öftere Uebung, aber die Schätze der göttlichen Wahrheit kann man nicht anders bewahren, als indem man in der Wahrheit lebt. Gerade da fehlte es. Die evangelischen Christen hatten seit dem westphälischen Frieden nicht mehr für ihren Glauben zu streiten und wurden sorglos. Die Gelehrten verirrten sich in allerlei Klügeleien, die Vornehmen und Reichen überließen sich den Genüssen und Freuden der Welt, die Prediger und Lehrer erkalteten in ihrem Eifer für die Sache Gottes, und so verschwand die Kraft der Gottseligkeit in allen Ständen immer mehr. Allgemein versäumte man es, sich eine gründliche und zusammenhängende Erkenntniß der Schriftwahrheiten zu verschaffen, und so waren die Christen nicht mehr bereit zur Verantwortung, als der Grund ihres Glaubens und ihrer Hoffnung angegriffen wurde.

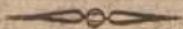
Zu diesem innern Schaden kam noch ein böser Einfluß von außen her. In England waren gelehrte aber ungläubige Männer aufgestanden, und hatten in ihren Schriften das Christenthum feindselig angegriffen. In dem benachbarten Frankreich, wo ohnehin schon vorher wenig Erkenntniß der Wahrheit war, nahm der freche Unglaube schnell überhand. Vor allen suchte ein berühmter Schriftsteller, Voltaire, das Christenthum durch Wiß und Spötereil lächerlich zu machen. Alle diese gottlosen Schriften wurden nun in Deutschland verbreitet und mit großer Begierde gelesen. Da wurde mancher unerfahrene Jüngling durch die leichtfertigen Spottreden getäuscht und verblindet, er meinte große Weisheit gefunden zu haben und sah verachtend auf jeden herab, der noch an dem alten Bibelglauben festhielt.

Der Unglaube schlug tiefe Wurzeln in dem Stolze der Menschen. Wir wollen nicht mehr glauben, wie wir gelehrt sind, sagten die Leute, wir wollen Licht, Aufklärung; wir sind selbst klug genug, um zu wissen, was Wahrheit ist! — Ja, das Licht ist ein gut Ding, aber es muß dem Sonnenlichte gleichen, sein Schein muß das Herz beleben und erwärmen. Wenn es kalt ist, wie der Widerschein eines Eisberges, so kann es wol die Augen blenden, aber man friert doch dabei zu Tode. Der Herr Jesus hatte gesagt: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern das Licht des Lebens sehen! Aber dies göttliche Licht, das zugleich das Auge erleuchtet und das Herz, das ihm folgt, mit Seligkeit und Kraft durchdringt, gefiel den stolzen, thörichtesten Menschen nicht. Sie wollten nicht von dem Herrn lernen, sondern ein neues Licht aus ihrem eignen Verstande hervorbringen, und das war denn freilich nur solch ein armseliges, kaltes Licht, ein Irrlicht, das in Sümpfe und Gruben verlockt.

Das Wort Gottes sollte sich nun nach dieser neuen Weisheit der Menschen bequemen. Was man Unbegreifliches darin fand, das verwarf man sogleich, und das andere wußte man so lange zu drehen und zu deuteln, bis der Sinn heraus kam, den man darin finden wollte. Konnte man sich dennoch nicht darein finden, so meinte man, Jesus und die Apostel hätten das wol nur ihren

einfältigen Zeitgenossen zu Gefallen gesagt. Und weil man nicht mehr an die Sündhaftigkeit des Menschen glaubte, und von einer Erlösung nichts wissen wollte, so sollte auch der Sohn Gottes nichts weiter sein, als ein weiser und tugendhafter Lehrer. Ja, es wurde laut behauptet, das Christenthum sei veraltet, man müsse daraus nehmen, was noch gut sei, und das Uebrige vergessen.

Solche trostlose Lehre wurde überall in Schriften und Universitäten gelehrt und bald auch auf den Kanzeln und in den Schulen. Und das trug traurige Frucht. Die Ehrfurcht vor dem Worte Gottes ging verloren, die Kirchen wurden leer, aus den Häusern verschwand allmählig das Gebet und der häusliche Gottesdienst, die Kinder wurden mehr für dieses Leben als für jenes Leben erzogen. Mit dem französischen Unglauben gewann man auch französische Sitten und Sünden lieb, die alte, deutsche Redlichkeit, — sie war auf wahre Frömmigkeit gegründet, — ging unter, und statt des demüthigen, liebreichen Sinnes, den das Christenthum wirkt, kam ein stolzes, falsches und selbstsüchtiges Wesen auf. Der König von Preußen, Friedrich der Große, der so viele Heldenthaten gethan, aber leider auch mit den französischen Ungläubigen in zu genauer Verbindung gestanden hatte, soll am Ende seines Lebens gesagt haben: Ich gäbe gerne einen Theil meines Kriegsrühms, ja, ein Glied meines Fingers darum, wenn ich meine Völker nicht verdorbener verlassen müßte, als ich sie beim Antritte meiner Regierung gefunden habe!



2. Die französische Staatsumwälzung und ihre Folgen.

Wohin der Unglaube führt, wie er die heiligsten Bande zerreißt, und Völker wie einzelne Menschen, in das tiefste Elend stürzt, davon gibt uns Frankreich ein warnendes Exempel. Das leichtsinnige und sehr bewegliche Franzosenvolk, das bisher größtentheils in blindem Aberglauben

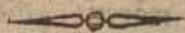
dahin gelebt hatte, ließ sich von den kühnen und schlauen Verführern schnell zum frechsten Unglauben verleiten. Es wurde in Frankreich Sitte unter Vornehmen und Gerüngen, die Religion zu verachten und mit dem Heiligsten Spott zu treiben. Wer nicht ein Ungläubiger und ein Spötter war, den hielt man nicht für einen gebildeten Mann. Viele trieben es bis zur offenbaren Gottesverläumdung. Aber der Fluch folgte der Gottesvergessenheit auf dem Fuße nach. Laster und Greuel mehrten sich auf eine schreckliche Weise und wurden vornehmlich in der Hauptstadt auf die schamloseste Art getrieben. Die Reichen und Mächtigen lebten zügellos und unterdrückten die Niedrigen. Am Hofe des Königs, der es selbst mit seinem Volke gut meinte, ergaben sich die Großen den abscheulichsten Sünden und der unsinnigsten Verschwendung. Eine ungeheure Schuldenlast drückte das Land. Der Adel und die Geistlichkeit hatten sich allen Staatslasten entzogen, und wälzten diese auf den Bürgerstand. Die Bürger waren mit bitterm Hasse gegen ihre Unterdrücker erfüllt und alles deutete auf einen nahen Untergang des Reichs.

Im Jahre 1789 brach der Sturm los. Der Bürgerstand erhob sich erst gegen den Adel und die Geistlichkeit und griff dann den Thron des Königs an. Man nennt diese Empörung die französische Staatsumwälzung oder die Revolution. Nach der Einrichtung Gottes soll der Staat eine große Familie sein, in der der König als Hausvater in Liebe und Weisheit für das Beste seines Volkes sorgt und die Unterthanen als Kinder gehorsam sind, nicht um der Strafe willen, sondern um des Gewissens willen. Diese Ordnung Gottes kehrte das französische Volk ganz um, denn wer Gott nicht mehr fürchtet, der ehret auch den König nicht, den er gesetzt hat. Wir sind es, die da herrschen, sprachen die Stimmführer des Volks, wir haben dem Könige nur die Macht geliehen, und wir wollen ihm Gesetze vorschreiben, nach denen er uns regieren soll. Frei und gleich wollen wir sein, wir wollen unsre Menschenrechte behaupten, wir wollen nicht mehr blind gehorchen, die Vernunft soll herrschen! — Nach diesen Grundsätzen wurden die alten Gesetze, Rechte und Pflichten mit einem Male umgestürzt, die Vornehmen und Gewaltigen wurden aus dem Lande gejagt oder hingerichtet, und weil jeder

herrschen und keiner gehorchen wollte, so entstanden Partheien, die sich unter einander mit blinder Wuth verfolgten. Menschen wütheten wie Lieger gegen einander und Ströme Bluts wurden vergossen. Sogar den König Ludwig XVI. stellte man vors Blutgericht; man machte es ihm zum Verbrechen, daß er ein Herrscher sei, das französische Volk bedürfe keines Königs mehr. Man verurtheilte ihn zum Tode und am 21. Jan. 1793 wurde er öffentlich enthauptet. Nach diesem Vätermorde trat das französische Volk vollends alles, was heilig war, mit Füßen. Der Sonntag und alle christlichen Feste wurden abgeschafft, die christlichen Kirchen wurden in Tempel der Vernunft verwandelt, und eine liederliche Frauensperson, die man im Triumph durch die Straßen trug, sollte die Göttin der Vernunft vorstellen. Von Gott und Vorsehung zu sprechen, wurde für lächerlich und strafbar erklärt. Doch merkten selbst diese rohen und blutdürstigen Tyrannen bald, daß ohne allen Glauben keine menschliche Gesellschaft bestehen könne, und erlaubten daher dem französischen Volke wieder, an das Dasein eines höchsten Wesens zu glauben.

Frankreich war unterdeß mit allen seinen Nachbarstaaten in Krieg gerathen, und seine Krieger hatten in Italien, in den Niederlanden, in Deutschland und in der Schweiz siegreich gefochten. Ein tapferer Feldherr, Napoleon Buonaparte, bemächtigte sich der höchsten Gewalt im Staate und wurde erst Consul, dann Kaiser der Franzosen. Er machte freilich dem wilden Toben der Revolution ein Ende und führte eine festere Ordnung ein, aber seine Ehrsucht und Herrschbegierde brachte neues Elend über die Völker. Er wollte ein Land nach dem andern sich unterwerfen, und führte blutige Kriege von einem Ende Europa's bis zum andern. Unser liebes, deutsches Vaterland fühlte vor allen das eiserne Joch dieses Tyrannen. Hundert tausende seiner edlen Söhne mußten nach Spanien und nach Rußland ziehen, um dort als Werkzeuge seines Ehrgeizes in blutigen Schlachten erwürgt zu werden. Unsere Sprache, Geseze und Sitten wollte der Gewaltige verdrängen, um uns zu Franzosen zu machen. Das war eine harte, aber gerechte Strafe dafür, daß die Deutschen den französischen Unglauben und die französischen Sünden lieb gewonnen und das Thun des französischen Volks so oft als

groß und herrlich gepriesen hatten. Es ging uns, wie den Israeliten, wenn sie die Götzen eines benachbarten Heidenvolks anbeteten, so kam das Volk über sie, und machte sie dienstbar. Als aber unter dem harten Druck der Fremdherrschaft viele ihren Abfall beweinen lernten, und den Herrn suchten und sich zu seinem Worte wandten, da sandte der Herr eine große Errettung. Die stolzen Heere des Eroberers wurden in Rußland durch Hunger und Kälte vernichtet, und dann standen die Völker von Rußland, Preußen, Oestreich, Schweden und von den deutschen Ländern in großer Kraft und Eintracht wider ihn auf, und Gott gab ihnen den Sieg und stieß den Zwingherrn von seinem Throne. Diese große Hülfe Gottes machte auf Fürsten und Völker einen tiefen Eindruck, und obgleich der bei manchem bald wieder erlosch, so wurden doch viele andre dadurch zu Gott gezogen, und ein neues, geistliches Leben ist seitdem in unserm Vaterlande erwacht. O daß es sich immer weiter verbreiten und reiche Früchte tragen möchte!



3. Früchte des Glaubens in England.

So lange die französische Gewaltherrschaft dauerte, war England für uns Deutsche verschlossen, und wir wurden kaum gewahr, was in diesem Inselreiche vorging. Und doch war England, namentlich in christlicher Hinsicht, für uns immer ein wichtiges und innig befreundetes Land. Von dorthier waren im 7. Jahrhundert die ersten Christenboten Willibrod, Swibertus und andre zu uns herüber gekommen. Auch jetzt empfing das neu erwachende christliche Leben in Deutschland durch die englischen Christen eine neue Ermuthigung und Stärkung. Vorzüglich zog das mit Recht die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich, daß die Engländer sich mit so warmem Eifer der Beförderung des christlichen Sinnes und Lebens im Inlande und Auslande annahmen, und daß sie, sobald irgend ein christlicher Zweck ihnen wichtig wurde, sich zur Erreichung des

selben in eine Gesellschaft vereinigten, damit durch gemeinsame Einsicht, Kraft und Geldmittel schnell etwas Großes zu Stande gebracht werden konnte.

In England gab es während dieser Zeit neben vielen ungläubigen, gleichgültigen und eigensüchtigen Menschen auch viele wahre Christen, die gerne zur Verbreitung christlicher Erkenntniß und christlichen Lebens nach allen Kräften wirksam sein wollten. Und da entstand unter Gottes Segen oft aus einem kleinen Anfang etwas Großes und Wichtiges. Als Beispiel mag hier die Geschichte der Stiftung der Sonntagschulen stehen. Herr Robert Raikes, ein angesehener und frommer Mann zu Gloucester, ging eines Tages im Jahre 1782 in die Vorstädte von Gloucester, um einen Gärtner zu miethen. Dieser war gerade ausgegangen, und während er seine Zurückkunft abwartete, sah er einen Haufen Kinder, welche auf der Straße tobten und lärmten. Als er die Frau des Gärtners fragte, woher es käme, daß die Kinder so vernachlässigt und so verdorben wären, antwortete diese: „Ach, mein Herr! Sie würden noch mehr Mitleiden haben, wenn Sie einmal an einem Sonntage hier wären; die Kinder würden Sie nicht einmal ruhig in der Bibel lesen lassen!“ — Kann man denn nichts für sie thun? fragte Raikes. Ist niemand in der Nachbarschaft, der sie des Sonntags in die Schule nähme? Der edle Menschenfreund fand sich bewogen, der Gärtnerfrau etwas dafür zu bezahlen, daß sie jene Kinder des Sonntags unterrichtete, und dies war der Ursprung der ersten Sonntagschule, in welcher die Kinder im Lesen unterwiesen wurden und den Katechismus auswendig lernten. Bei sorgfältiger Nachforschung fanden sich auch an andern Orten vernachlässigte und zum Theile schon der Schule entwachsene Kinder; auch an Männern fehlte es nicht, die gerne die Mühe des Unterrichts übernahmen, oder die geringen Kosten dieser Anstalten trugen. Es wurde eine Gesellschaft zur Errichtung von Sonntagschulen gestiftet und als Raikes im Jahre 1811 starb, waren schon 300,000 Kinder in dieselben aufgenommen. Gegenwärtig erhalten in England etwa 1,200,000 Kinder in den Sonntagschulen Elementar- und Religionsunterricht. In Nordamerika bestehen jetzt etwa 6000 Sonntagschulen mit mehr als 60,000 Lehrern und wenigstens 450,000 Schülern.

Aber der wichtigste Erfolg der Sonntagschulen war der, daß sie im Jahre 1804 die Veranlassung wurden zur Errichtung der großen brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Als man nämlich die Sonntagschüler mit Bibeln versehen wollte, entdeckte man mit Erstaunen, daß dazu weder in den Häusern der Leute noch im Buchladen Bibeln genug vorhanden waren. Betroffen über diesen Mangel an Bibeln reiste der Prediger Charles von Bala, im englischen Fürstenthume Wallis, nach London, um dort sich näher zu erkundigen und mit einigen christlichen Freunden über die Sache zu reden. Einem derselben, Herrn Hughes von Battersea, kam schnell der Gedanke, eine Gesellschaft zu bilden, um die heilige Schrift auf Kosten derselben drucken zu lassen und sie an Unbemittelte wohlfeil zu verkaufen, an Arme unentgeltlich zu verschenken. Am 7. Mai 1804 trat diese Gesellschaft wirklich zusammen, und beschloß, die Bibel nicht nur in Englischer sondern auch in andern ausländischen Sprachen drucken zu lassen, aber ohne alle Anmerkungen und Auslegungen, damit sie nur das reine Wort Gottes austheile. Ueberall, wo diese wohlthätige Absicht bekannt wurde, bildeten sich ähnliche Vereine, zuerst in den vereinigten Reichen Großbritannien und Irland, dann auch in Deutschland, Rußland, Schweden, Nordamerika und nun schon in allen 5 Welttheilen. Die brittische Bibelgesellschaft versorgte zuerst die Armen ihres Vaterlandes mit Bibeln, sie brachte das Wort Gottes in die Schulen, in die Gefängnisse, unter die Seeleute und unter die Slaven ihrer Colonien; aber mit derselben Liebe sorgte sie auch für das Ausland. Sie suchte überall neue Bibelvereine zu gründen, und unterstützte die auswärtigen Bibelgesellschaften mit Geld und Bibeln. Sie scheute keine Mühe und Kosten, um die heilige Schrift in beinahe alle bekannte Sprachen der Welt übersetzen zu lassen, und veranstaltete den Druck derselben. Ihre Absicht und ihr Ziel ist, allen Völkern der Erde in ihrer Sprache das theure Wort Gottes zu verschaffen! Im Jahr 1832 betrug ihre Ausgabe 81,835 Pf. Sterling (zu 7 Thlr.), sie hatte in diesem Jahre 583,888 Exemplare der Heil. Schrift vertheilt und seit ihrer Stiftung beinahe 8 Millionen Bibeln und neue Testamente in allen Theilen der bekannten Welt verbreitet. Die große

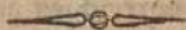
nordamerikanische Bibelgesellschaft hatte es sich zur Pflicht gemacht, binnen 2 Jahren jeder der 800,000 Familien ihres Landes, die keine Bibel haben, eine Bibel in ihrer Muttersprache zu geben; 16 Dampfpressen und 20 gewöhnliche Buchdruckerpressen waren zur Ausführung dieses Vorsatzes beschäftigt und nach den neuesten Nachrichten ist ihr Werk beinahe vollbracht. Auch in unserm Vaterlande sind die Bibelgesellschaften in gesegnetter Wirksamkeit. Die bergische Bibelgesellschaft in Eberfeld (gestiftet 1814) hat seit ihrem Bestehen 79,549 Exemplare der heil. Schrift vertheilt, und die preussische Haupt-Bibelgesellschaft in Berlin (gestiftet 1815), sorgt mit ihren zahlreichen Hülfs- gesellschaften dafür, daß es nirgend in unserm Staate an dem Worte des Lebens fehle. Nie hat es eine Zeit in der christlichen Kirche gegeben, wo das Wort Gottes so allgemein verbreitet ward, wo allen Biskern der Zugang zu den Wahrheiten des Heils so nahe war, und wenn nun die Verheißung des Herrn, wie wir freudig glauben, in Erfüllung geht: Mein Wort soll nicht wieder leer zu mir kommen! wie unermesslich muß dann der Segen dieser reichen Ausfaat sein!

Früher noch, als die Bibelgesellschaft, war in England eine eben so segensreiche, christliche Gesellschaft entstanden, die Londoner Missionsgesellschaft. Es gab auch schon vorher in England mehrere Gesellschaften zur Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden, aber jede derselben ging von einer einzelnen, abgesonderten Glaubensparthei aus, und ihre Wirksamkeit war nicht weit ausgebreitet. Aber im Jahre 1794 forderte der 80jährige Prediger Bogue zu Gosport dazu auf, eine Missionsgesellschaft zu gründen, zu der die Christen aller Partheien sich vereinigten, und deren Grundsatz es wäre, die Neubekehrten nicht zu einer besonderen Kirche, sondern nur zum lebendigen Glauben an Jesum Christum zu bringen. Im Jahre 1795 konnte schon das erste Missions- schiff dieser Gesellschaft mit 30 Heidenboten nach den Inseln der Südsee segeln; und seitdem wirken Missionare derselben in Ost- und Westindien, in Nordamerika und in Südafrika unter den Heiden.

Dies große Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge. In Schottland und in Nordamerika, so wie in England selbst,

in der hohen bischöflichen Kirche entstanden neue Missionsgesellschaften. In den Niederlanden ward 1797 eine Missionsgesellschaft gegründet. Ihr Stifter und erster Missionar war der gelehrte Doctor van der Kemp, früher ein erklärter Feind des Christenthums. Aber bei einer Reise, die er auf der Maas machte, wurde das Boot durch einen Windstoß umgeworfen, seine Gattin und Tochter ertranken, er selbst wurde mit genauer Noth gerettet. Diese wunderbare Lebensrettung bewirkte seine Bekehrung und seinen Eintritt in die Missionslaufbahn. Seine Wirksamkeit unter den Kaffern in Südafrika war mit großem Segen begleitet. Auch Deutschland blieb in der Erfüllung dieser heiligen Christenpflicht nicht zurück. Der fromme Prediger Janicke in Berlin stiftete 1800 eine Missionschule, in der er christliche Jünglinge zu Missionaren bildete. Aus dem in Basel 1816 gegründeten evangelischen Missionsseminar sind schon 90 Sendboten unter nicht christliche Völker ausgegangen. Die verschiedenen Missionsgesellschaften in den preussischen Rheinlanden traten im Jahre 1828 zu einer Rheinischen Missionsgesellschaft zusammen, die nun schon 12 Arbeiter in die Heidenärndte nach Südafrika gesandt hat und 12 andere noch vorbereitet. Ueberall in Deutschland sind Hilfsvereine gebildet, die diese Missionsanstalten unterstützen. Auch in Paris entstand ein thätiger Missionsverein, zu dem das ganze protestantische Frankreich mitwirkt.

So sehen wir, nach dem Vorgange des christlichen Englands, überall ein erfreuliches Bestreben, das Reich Gottes weiter auszubreiten. Aber die Arndte ist groß und der Arbeiter sind wenig. Kaum kann man bis jetzt noch Einen Missionar auf eine Million Heiden rechnen.



4. Ausbreitung des Christenthums in unsern Tagen.

Nach der Verheißung unsers Herrn soll sein Reich sich über die ganze Erde ausbreiten, und alle Völker das Heil

Gottes sehen. Dies große Ziel scheint freilich noch entfernt zu sein, denn nach einer vor etwa 15 Jahren aufgestellten Schätzung rechnete man, daß jetzt ungefähr 175 Millionen Christen, 160 Millionen Mohammedaner, 9 Millionen Juden und 656 Millionen Heiden auf der Erde lebten. Aber die Ausbreitung des Evangeliums hat in unsern Tagen einen so gesegneten Fortgang, daß man jetzt schon über 200 Millionen Bekenner desselben annehmen darf. Daß die Bibel- und Missionsgesellschaften vereint in allen Theilen der Welt so unermüdet thätig sind, und daß die Christen aller evangelischen Bekenntnisse sie so treulich mit ihren Gaben und Gebeten unterstützen, das ist ein höchst erfreuliches Zeichen unsrer Zeit. Laßt uns sehen, was diese Vereine Großes und Gutes in den verschiedenen Gegenden der Erde wirken.

Wir wenden zuerst unsern Blick nach Asien. Das große chinesische Reich mit seinen 150 Millionen Einwohnern ist zur Zeit noch den Verkündigern des Evangeliums verschlossen. Die Jesuiten, die in früheren Jahrhunderten hier Missionen hatten, mischten sich in die Regierungsgeschäfte und der Kaiser ließ das Christenthum in seinem Reiche völlig ausrotten. Aber die heilige Schrift ist ins Chinesische übersetzt, und Tausende von Bibeln kommen durch die Handel treibenden Chinesen ins Innere des Landes. Kleinere christliche Schriften werden selbst am Hofe des Kaisers gelesen. Neulich hat ein deutscher Missionar, Gülfaf, nachdem er erst im Königreiche Siam mit großem Erfolge das Evangelium gepredigt hatte, es gewagt, in China einzudringen und hat für seine Botschaft überall gute Aufnahme gefunden. In dem Reiche der wilden Birmanen in Hinterindien hatten die nordamerikanischen Missionare noch vor einigen Jahren große Drangsale zu bestehen und ihr Aufenthalt dort schien ganz vergeblich zu sein. Der König hatte sie verächtlich von sich gewiesen, das Volk war ihnen abgeneigt und sie waren fast täglich in Todesgefahr. Aber sie blieben standhaft, und nachdem nun der Stolz dieses Volkes in einem unglücklichen Kriege gegen die Engländer gedemüthigt worden ist, findet auch das Evangelium mehr Eingang unter ihnen. Mehrere sind schon als wahrhaft Gläubige getauft, Knaben- und Mädchenschulen sind angelegt und selbst der König und seine

Minister unterhalten sich gerne über den Glauben der Christen.

Die Missionsarbeiten in Ostindien haben für uns Deutsche ein besonderes Interesse, weil dort vor 100 Jahren deutsche Missionare unter großen Schwierigkeiten die Bahn gebrochen haben. Die dänisch-hollische Missionsgesellschaft sandte damals Heidenboten nach Tranquebar, einer dänischen Besizung in Ostindien. Bartholomäus Ziegenbalg war der erste derselben, ein Mann von großen Gaben und seltner Frömmigkeit. Er mußte durch mancherlei harte Proben hindurch gehen. Sogleich bei seiner Ankunft erduldet er eine Amonatliche Gefangenschaft. Eine nothwendige lang ersehnte Geldunterstützung, die schon im Hafen glücklich angekommen war, ging durch das Umschlagen des Boote, das sie ans Land bringen sollte, verloren. Um die schwere tamulische Sprache zu lernen, schämte er sich nicht, in eine tamulische Schule zu gehen und sich zugleich mit den Kindern unterweisen zu lassen. Und bald konnte er nicht nur das Evangelium in der Landessprache predigen, sondern konnte auch das große Werk für die Tamulen vollbringen, was Luther für uns Deutsche vollbrachte, er übersezte die Bibel ins Tamulische. In Tranquebar und in der Gegend wurden bald mehrere Gemeinden errichtet. Eben so thätig war ein anderer deutscher Missionar, Schwarz, zu Tanjore. Er hat 6 bis 7000 Hindus zu Christen bekehrt, und noch jetzt bestehen in der Gegend, wo diese Deutschen wirkten, 200 kleine Christengemeinden mit 15,000 Seelen. Weit größer und wichtiger ist das englische Gebiet in Ostindien. Aber dennoch geschah lange nichts für die Befehrung der vielen Millionen Mohammedaner und Hindus. Man hinderte sogar die Ausbreitung des Christenthums, weil man es der Staatsklugheit gemäß hielt, die heidnischen Unterthanen nicht in ihrem Glauben zu stören. So konnten also Christen ruhig zusehen, wie der abscheulichste Götzendienst getrieben wurde, wie Mütter ihre Kinder im Ganges ertränkten, um damit die Seligkeit zu verdienen, wie aus gleichem Grunde Wittwen mit ihren verstorbenen Männern lebendig verbrannt wurden, wie andre sich die martervollsten Büßungen auslegten, und noch andre sich von den Rädern des schweren Götzewagens des Suggernauts zer-

persischen ließen! Als aber im Jahre 1813 das brittische Reich in Indien eine neue Verfassung erhielt, da wurde das Parlament in London so von allen Seiten mit den Bitten christlicher Männer bestürmt, daß es die freie Verkündigung des Evangeliums in Indien gestattete. Seitdem ist dort die christliche Liebe unermüdet thätig, Seelen zu retten. Auf 21 Stationen im nördlichen und auf 45 im südlichen Indien wirken die Missionare, die sich wieder belehrte Eingeborene zu Gehülften erzogen haben. Zahllose Schulen sind errichtet; Lehr- und Erbauungsbücher werden gedruckt und vertheilt, und bald wird es auch in diesem finstern Lande werden, und die Greuel der Nacht werden verschwinden. Einen köstlichen Fund machten die Missionare noch im Süden von Ostindien. Sie fanden im Innern des Heidenlandes ein Volk von 30,000 christlichen Familien in 55 Gemeinden vertheilt. Es waren ursprüngliche Christen, deren Sprache und Gebräuche noch ganz an die ersten christlichen Zeiten erinnerten. Sie waren vor den Portugiesen und vor der Inquisition, die sie mit Gewalt römisch-katholisch machen wollte, in die Gebirge geflohen und lebten dort seit Jahrhunderten verborgen. Als Missionar Buchanan, der von ihnen gehört hatte und sie aufsuchte, durch manche Wüste und an manchem Höhen-tempel vorüber gezogen war, schallte ihm eines Abends aus einem stillen Thal der liebliche Ton einer Glocke entgegen, und tief bewegt fühlte er, daß er mitten im Heidenlande hier in der Nähe von christlichen Brüdern sei. Gerne reichte man auch diesen verlassenen Christen die Hand der Liebe. Die Bibel wurde in ihrer Sprache gedruckt und Schulen unter ihnen angelegt.

Am kaspischen Meere, an der persischen und türkischen Grenze stehen die von Basel ausgegangenen Missionare, und suchen theils für die Unterweisung der dortigen armenischen Christen theils für die Bekehrung der Mohammedaner wirksam zu sein.

Auch im gelobten Lande, in Jerusalem, sind Boten des Evangeliums, deren vorzüglichstes Geschäft es indeß ist, Bibeln und christliche Schriften zu verbreiten und sich der höchst unwissenden, morgenländischen Christen anzunehmen.

Das Missionswerk in Afrika zeigt uns drei Gegenden dieses Welttheils, in denen die christliche Liebe vor-

zöglich geschäftig ist, das nördliche, westliche und südliche Afrika. Die koptischen Christen in Aegypten, sind in die tiefste Unwissenheit versunken. Die heiligen Schriften, die sie haben, sind in einer veralteten Sprache geschrieben, die niemand mehr versteht. Selbst ihre Priester können kaum lesen. Predigt und christlicher Kinderunterricht ist gar nicht unter ihnen zu finden. Mehrere deutsche, von englischen Gesellschaften unterhaltene Missionare sind jetzt mit Anlegung von Schulen und mit Unterweisung der Erwachsenen beschäftigt. Einige andre Deutsche haben den Beruf, von hier aus in das dem Namen nach christliche aber sonst heidnisch wilde abyssinische Reich Eingang zu suchen. Sie haben dort gute Aufnahme gefunden, sind aber durch Kriegsunruhen genöthigt worden, sich einstweilen zurückzuziehen.

Die armen, rohen Negervölker auf der Westküste Afrikas, haben schon längst die Aufmerksamkeit der Christen auf sich gezogen. Nirgend ist die Unwissenheit so groß, und der Götzendienst so kindisch, als hier. Eine Schlinge, eine Kugel, eine Flasche, ja ein Rorklopfen ist genug, um des Negers Gott zu sein. Von hier aus holte bisher der Europäer seine Sklaven, und obgleich dieser unchristliche Menschenhandel jetzt verboten ist, werden doch jährlich noch 80,000 Unglückliche in die Sklaverei geschleppt. Die freien Neger und die, die man den Sklavenhändlern abgenommen hat, sind auf Sierra Leone, in 14 Negerdörfer gesammelt, und empfangen nun christlichen Unterricht. Südlich davon, in Liberia und Monrovia, haben die Nordamerikaner Freistätten für arme aus der Sklaverei befreite Neger gestiftet, und erziehen sie durch den Dienst deutscher Missionare zum Reiche Gottes. Auch auf der dänischen Goldküste arbeiten deutsche Heidenboten. Aber das Klima ist in dieser Gegend für Europäer so ungesund, daß die meisten bald nach ihrer Ankunft starben. Schon ganze Reihen von Grabhügeln frommer Männer kann man dort zählen, die ihr Leben für Christum und ihre armen, unseligen Brüder dahin gaben. Fast eben so groß sind die Schwierigkeiten, die die gottlosen Sklavenhändler erregen, die nicht selten die Missionniederlassungen mit Brand und Wassergewalt zerstören. Dennoch wird das Werk hier nicht aufgegeben, bis Ein

geborne selbst im Stande sind, Missionare unter ihren Brüdern zu sein.

In Südafrika haben die Heidenboten, deren dort 73 auf 38 Stationen vertheilt sind, ein weites Arbeitsfeld, und sie sind dort schon weiter ins unbekannte Innere vorgebrungen, als die kühnsten Länderentdecker.

Hätte man nach den Beschreibungen der Reisenden, die unter diesen Völkern umhergewandert waren, handeln wollen, so wäre wohl kein Bote Christi nach Südafrika gegangen. Denn diese beschrieben die Hottentotten als so dumm und stumpfsinnig und die Kaffern als so unbändig wild, daß an beiden Völkerschaften alle Mühe verloren sei. Ja, manche glaubten in allem Ernste, die Buschmänner, die als ein wildes Raubvolk in Fessenspalten und Baumnestern wohnen, seien nur eine Art großer Affen. Aber die Brüdergemeinde hat unter den Hottentotten Niederlassungen errichtet, wo sie in christliche Gemeinden sammelt, zum Feld- und Gartenbau angeleitet und in europäischen Handwerken unterrichtet werden, und es ist eine Freude zu sehen, wie dies arme, niedergedrückte Volk so frisch und fröhlich zum vernünftigen und geistlichen Leben erwacht. Auch unter den kriegerischen Kaffern wohnen die Friedensboten an den meisten Stellen ohne Gefahr, und das sanfte Evangelium hat schon manchen Löwen zum Lamm gemacht. Neulich kamen 2000 Buschmänner aus ihren Höhlen zu einer englischen Niederlassung und verlangten Lehrer. Selbst die noch unbekannteten Völker im Innern, haben gerne einen weißen Mann unter sich, der gegen Kinder und Erwachsene so freundlich ist, und sie so viel Gutes lehrt. Ja, es wäre schon mehrmals beinahe Krieg unter den Stämmen darüber entstanden, weil jeder einen weißen Lehrer haben wollte. In diesen Gegenden arbeiten außer den englischen und französischen Missionaren auch unsre Boten in 5 Stationen, unter den Selaven, Hottentotten und Namaquas. Und Gott gibt Segen zu ihrer Arbeit; ihre Schulkinder sind fleißig und mehrere können schon lesen und schreiben. Die Erwachsenen lernen Häuser bauen, Gärten anlegen, Feldfrüchte ziehen, viele gehen schon bekleidet und arbeiten fleißig, und was das Größte ist, sie lernen den Weg zur Seligkeit. Aber unsre Sendboten müssen dort zugleich Prediger, Schullehrer,

Ackerwirthe und Handwerker sein, und oft durch Klippen und Wüsten und über reißende Ströme zu den Einwohnern reisen. Dazu gehört viel Geduld und Glaube und Liebe, die wolle der Herr unsern Missionaren ferner schenken.

Von Afrika wenden wir uns hinüber zu den australischen Inseln. Auf der östlichen Küste Neuhollands, in Neu-Süd-Wallis, haben die Engländer Verbannungsorte für schwere Verbrecher angelegt, unter diese haben die Methodisten Missionare gesandt, und haben die Freude gehabt, daß schon mehrere der verworfensten Sündknechte sich aufrichtig zu Gott bekehrt haben. Die Ureinwohner dieses Landes sind zwar sehr stumpfsinnig und roh, aber dennoch sind die Versuche, ihnen christliche Erkenntniß beizubringen, nicht ganz vergebens gewesen. Ein Prediger zu Neu-Süd-Wallis, Herr Marsden, hat vorzüglich seine Liebe den Neuseeländern zugewandt. Die Bewohner der großen Insel Neuseeland sind wilde Menschenfresser, die in beständigen blutigen Kriegen untereinander leben, und nicht selten ein europäisches Schiff überfielen, und die Mannschaft desselben schlachteten und verzehrten. Aber zugleich sind sie ein kräftiges, verständiges, mit großen Anlagen begabtes Volk und von treuer Gemüthsart. Herr Marsden nahm die öfters nach Neu-Süd-Wallis kommenden Neuseeländer, die von vielen als Wilde verachtet, von andern gefürchtet wurden, in sein Haus auf, und erwies ihnen Liebe und Wohlwollen. Das fühlten die wilden Menschen tief, und erzählten und sangen bei ihrer Rückkehr von dem weißen Manne, der ihr Volk lieb habe. Einige Neuseeländer-Häuptlinge brachten ihm darauf zu trauensvoll ihre Söhne zur Erziehung und Herr Marsden mußte sie mehrmals auf ihrer Insel besuchen. Er versprach ihnen Lehrer und sie gelobten, sie zu lieben und zu beschützen. So wurde durch die Liebe eines frommen Mannes auch in diesem wilden Lande dem Evangelium eine Bahn eröffnet, die ihm sonst wohl noch lange verschlossen geblieben wäre. Die Missionare arbeiten dort auf vier Stellen, zwar nicht ganz ohne Lebensgefahr, aber doch auch nicht ohne Segen.

Am herrlichsten hat sich in unsern Tagen die siegreiche Kraft des Evangeliums auf den Gesellschafts-Inseln

bewiesen, deren größte und ansehnlichste Stabeiti heißt. Auf diesen schönen, fruchtbaren Inseln, die von einem sanften, gutmüthigen Volke bewohnt sind, übte das Heidenthum seine finstere, blutige Macht auf eine schreckliche Weise. Die meisten Kinder wurden ermordet, den Götzen wurden zahlreiche Menschenopfer gebracht, blutige innere Kriege wurden geführt und alle Kriegsgefangene geschlachtet; die Sünden des Trunks und der Wollust, die die Eingebornen von den Europäern lernten, brachten überdies noch viele ums Leben, und so war die Zahl der Einwohner in einem Jahrhunderte bis zum dritten Theile zusammengeschmolzen und würde wahrscheinlich bald ganz ausgerottet sein, wenn nicht das Christenthum die Uebrigen erhalten hätte.

Die meisten der zuerst von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandten Missionare ließen sich 1797 auf Stabeiti nieder. Sie wurden zwar achtungsvoll und freundlich aufgenommen, aber zur Erreichung ihrer Absicht zeigte sich nicht die mindeste Aussicht. Die Einwohner fuhrten fort in ihrem Götzendienste und in ihren Lastern, und mehr als einmal wurden die Missionare durch Kriegerunruhen und Volksgährungen genöthigt, von einer Insel zur andern zu flüchten. Dennoch fuhrten sie unermüdet fort, die Kinder zu unterrichten und überall auf den Inseln das Evangelium in der Landessprache zu verkündigen. Manche Eingeborne wurden dadurch mit den Wahrheiten des Christenthums äußerlich bekannt, aber nirgend schien es auf ihr Herz und Leben zu wirken. Endlich nach 17jährigem Harren, ging den Boten des Evangeliums ein Strahl der Hoffnung auf; der König Pomare, ein verständiger Mann, zeigte sich dem Christenthume geneigt, und begehrte Unterricht. Anfangs hatte freilich nur sein heller Verstand die Wichtigkeit des Götzdienstes erkannt, aber bald wurde er auch von Herzen für das Evangelium gewonnen und bewies über sein früheres lasterhaftes Leben tiefe Reue. Mehrere Andre, Bornehme und Geringe in verschiedenen Theilen der Insel sagten sich gleichfalls vom Götzdienste los. Darüber ergriminten die Heiden und verbrannten die Bethäuser der Christen, die sie spottend Bure Atua (betende Leute, Betvolf), nannten. Ja sie wollten sie selbst den Göttern opfern, und den Christen blieb nichts anders übrig,

als sammt dem Könige auf die benachbarte Insel Timeo zu flüchten. Hier gewann das Evangelium einen neuen Sieg. Der Oberpriester warf öffentlich seinen Götzen ins Feuer und viele andre folgten seinem Beispiele. Doch gieng noch durch manchen harten, schweren Kampf hindurch und mehr als einmal war es nahe daran, daß die Missionare sammt denen, die ihnen angingen, getödtet worden wären. Endlich schienen die Heiden, die sich bisher in mehreren Partheien unter einander bekriegt hatten, zur Ausöhnung geneigt, sie riefen den König nach Otateite zurück, um sich ihm zu unterwerfen. Aber es war mit dieser verstellten Freundlichkeit nur auf den Untergang der Christen abgesehen. An einem Sonntage (den 12. Nov. 1815), als die Bure Atua in der Kirche waren, brach das Heer der Heiden plötzlich aus dem Gebirge hervor und hoffte die Christen wehrlos zu überfallen. Diese aber waren durch eine besondre Fügung der Vorsehung gewarnt worden, und hatten ihre Waffen zur Hand. Aus der Kirche zogen die Männer sammt dem Könige aufs Schlachtfeld, die Weiber und Kinder und die nicht streiten konnten, fielen auf ihre Knie und baten den Herrn um Hülfe. Ein furchtbares Gemetzel begann und lange war der Sieg zweifelhaft, bis Upufara, der Anführer der Heiden, das Leben verlor und die Heiden geschlagen ins Gebirge flohen. Der König Pomare that der Verfolgung Einhalt, ließ die Leichname der Gefallenen, der früheren Sitte ganz zuwider, anständig begraben und versorgte die Verwundeten. Am folgenden Tage zogen die Kriegsgefangenen, vom Könige freigelassen und gekleidet, zu den Ibrigen zurück, an ihrer Spitze der Leichnam ihres gefallenen Anführers auf einer Tragbahre. „Die neue Religion, die er angenommen habe,“ ließ Pomare ihnen sagen, „gebiete ihm, so an seinen Feinden zu handeln!“ — Solch einer Liebe konnten auch die feindlichsten Gemüther nicht widerstehen. Sie erklärten einstimmig ihre Unterwerfung. Sie seien von ihren Göttern betrogen worden, sagten sie, sie seien daher bereit, sie wegzuworfen und die neue Lehre anzunehmen, die den Menschen so milde und friedlich mache. Ganz Otateite entsagte so dem Götzendienste, die Tempel und Opferplätze wurden zerstört, Menschenopfer und Kindermord abgeschafft, Kirchen und Schulen überall eingerichtet.

und die Feier des Sonntags eingeführt. Die gestürzten Götzen sandte der König nach England, um dort als Siegeszeichen des Evangeliums aufbewahrt zu werden. Sieben andre Inseln folgten dem Beispiele Stabettes. Die Missionare konnten kaum alles Verlangen nach Unterricht befriedigen, und waren nun reichlich über alles ausgestandene Leiden getröstet. Mit weiser Mäßigkeit, und ohne sich in die Geschäfte der Regierung zu mischen, beratheten die Missionare den König, der nun in Gemeinschaft mit den Oberhäuptern christliche Gesetze und Einrichtungen einführt. Erst mehrere Jahre nachher wurde der König und mehrere seiner Großen getauft und auch von den andern nur Diejenigen, denen die Missionare zutrauten, daß sie von Herzen gläubig wären. Seitdem bieten diese Inseln das liebliche Bild einer neuen Kirche Christi dar, die, obgleich es auch dort an Namenchristen nicht fehlt, reich am Glauben und an der Liebe ist. Freudig bringen die neuen Christen ihr Kokusöl und andre edle Früchte zur Unterstützung der Missionsgesellschaft dar, und schon sind Eingeborne von diesen Inseln auf andre Inseln als Missionare ausgegangen. Als vor Kurzem der König starb und seine ihm unähnliche Tochter wieder einige heidnische Sitten aufkommen lassen wollte, wurde sie von den Oberhäuptern genöthigt, von ihrem Sinne abzustehen und die christlichen Einrichtungen unangetastet zu lassen.

Nicht weniger merkwürdig ist es, wie die nördlicher gelegenen Sandwich-Inseln zum Christenthum kamen. Der König, die Oberhäupter und das Volk hatten aus ihrem Umgange mit den Europäern, ohne daß Missionare unter ihnen waren, den Unverstand ihres Götzendienstes eingesehen, und beschlossen in einer Volksversammlung, denselben abzuschaffen und die Götzen zu verbrennen. Sie waren nun ohne alle Religion. Aber gerade als dies geschah, waren schon nordamerikanische Missionare auf dem Wege, um ihnen die Botschaft des Heils zu bringen. Wie staunten diese, als sie erfuhren, was geschehen war. Auch die Bewohner dieser Inseln beugen nun ihre Knie vor dem Heilande der Welt.

Wir blicken endlich noch nach Amerika, und besuchen dort die Eisfelder Grönlands und die Neger in Westindien. In dem kalten, öden Grönland legte vor 100

Jahren der fromme dänische Prediger, Hans Egede, mit unermüdeter Treue den Grund zu einer Christengemeinde, und die deutsche Brüdergemeinde folgte dieser Spur. Auch dies arme, verlassene Volk hat Trost und Leben in Christo gefunden, und wird noch immer von treuen Predigern, die aus Liebe zu dem Herrn gern ihr Leben an diesen winterlichen Felsenküsten verleben, im Worte Gottes unterwiesen. Eben so erfreulich gedeiht das Missionswerk unter den Eskimos auf Labrador, wo mehrere Gemeinden bekehrter Eingeborner arbeitsam und einträchtig den Segen des Christenthums genießen.

Als die unglücklichsten aller Menschen sind wohl die 2 Millionen armer Negerclaven auf den westindischen Inseln zu betrachten. Fern von ihrem Vaterlande, seufzen sie unter der harten Arbeit und unter der Geißel ihrer harten Herren, und haben in ihrer heidnischen Blindheit keinen Trost. Sie bedurften es vor allen, daß die Brüdergemeinde, die Methodisten und die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft sich ihrer erbarmte. Das ist mit großer Aufopferung geschehen, denn fast überall waren die Pflanzler zuerst entschieden dagegen, daß ihre Claven unterrichtet würden. Manche Missionare mußten ins Gefängniß wandern, viele andre tödtete das ungesunde Klima. Aber nun sind auch die Früchte desto erfreulicher. Die Herren haben nun eingesehen, daß ihre christlichen Claven die treuesten und unverdrossensten sind, und die Neger nehmen mit einer rührenden Begierde das Wort Gottes auf, das ihnen so viel Trost und Erquickung bringt. Die Brüdergemeinde zählt 36,000, die Methodisten über 20,000 Neger als Mitglieder ihrer Gemeinden. Viele darunter sind wahre Christen, die ihren Glauben unter so harten Verhältnissen in Demuth und Geduld bekennen. Wenn sie unter schwerer Arbeit des Tages Last und Hitze getragen haben, wenden sie mit Freuden noch einen Theil der späten Abendstunden, ja der Nachtzeit daran, um unterrichtet zu werden. Sonntags lassen sie sich einen Gang von mehreren Meilen nicht verdrießen, um zur Kirche zu kommen. Sie forschen und fragen nach dem, was sie nicht verstanden haben, und bringen das erkannte Gute so kindlich und treu in Ausübung, daß wir Christen uns davor schämen müssen. Was für Wirkungen die Erkennt-

nist Christi in der Seele eines Negers hervorbringen kann, davon siehe hier aus so vielen vorhandenen nur ein Beispiel.

Ein Negerclave in Westindien hatte sich durch sein christliches Betragen das Zutrauen seines Herrn erworben. Als dieser einst neue Claven brauchte, nahm er ihn mit auf den Clavenmarkt, und gebot ihm, solche auszusuchen, die er für die besten hielt. Der Clave hatte sie ausgesucht, da sah er noch einen abgelebten, alten Mann. Massa (Herr) sprach er, den müßt Ihr noch in den Kauf haben! Warum? fragte der Herr. O Massa, antwortete der Neger, Ihr müßt ihn haben. Der Clavenhändler, der wol ohnehin an dem Alten nicht viel zu verdienen wußte, willigte ein. Nicht lange nachher, nachdem der arme alte Mann seinem neuen Herrn angehörte, wurde er sehr krank. Der fromme Neger pflegte ihn, fütterte ihn und bezeugte ihm alle kindliche Aufmerksamkeit, so daß es seinem Herrn unmöglich entgehen konnte. „Was hast du mit dem alten Manne,“ fragte sein Herr, „du bist so zärtlich besorgt für ihn; ist es vielleicht dein Vater?“ — „Nein, Massa,“ sagte der Clave, „es ist mein Vater nicht!“ — „Oder einer deiner Anverwandten?“ — „Nein, Massa, er ist kein Verwandter von mir!“ — „Ist er denn dein Freund?“ — „Nein, Massa, er ist auch nicht mein Freund!“ — „Und was denn?“ fragte der Herr. „Er ist mein Feind, Massa! Dieser Mann hat mich, als ich noch ein kleines Kind war, von meinem Vater und von meiner Mutter weggerissen und mich in die Claverei verkauft. Und im Worte Gottes habe ich gelesen: So deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn!“

Gehe hin, der Du dieses liest, und thue desgleichen!

So hat denn in unsern Tagen die christliche Liebe die ganze Welt wie mit einem Netze umspannt. Englische, deutsche, nordamerikanische Missionare laden in allen Erdtheilen die Völker ein, ins Reich Gottes zu kommen. Auch das verwaistete, umherirrende Volk Israel wird durch Missionare, die sich seiner annehmen, auf das Wort Gottes hingewiesen, das noch in ihren Händen ist und auf den Messias, der schon längst für sie gekommen ist. Hätte die Christenheit zu aller Zeit ihre Verpflichtung zur Ausbrei-

tung des Heils so erkannt, als in unsern Tagen, so würde schon die ganze Erde voll Erkenntniß des Herrn sein.

5. Was haben wir zu rühmen von unsrer Zeit.

Die Bibel- und Missionsvereine und ihre unermüdete Wirksamkeit sind ein lautes Zeugniß, daß in unsern Tagen ein reges, christliches Leben in der evangelischen Kirche aufgewacht sei. Wir können es ohnehin nicht verkennen, sondern sollen es zum Preise Gottes rühmen, daß viel Gutes zu unsrer Zeit gedeiht, und daß manches jetzt zu finden ist, was in dem Maße nie zuvor vorhanden war. Wollen wir es in einen Ausspruch zusammenfassen, so könnten wir sagen, daß die stille, gesegnete Kraft des Christenthums allmählig die menschlichen Verhältnisse mehr durchdrungen und geheiligt hat. Das wird uns klar werden, wenn wir uns das Einzelne, was sich in dieser Hinsicht unter uns zugetragen hat, ins Andenken rufen.

Als die verbündeten Monarchen das Joch des französischen Eroberers siegreich zerbrochen hatten, und in seine Hauptstadt eingezogen waren, da erklärten sie laut, daß sie nicht sich und der Macht ihrer Waffen den Sieg zuschrieben, sondern der gnädigen Hülfe des Herrn; und ermahnten ihre Völker, mit ihnen Gott dafür zu danken. Zugleich schlossen sie unter einander einen Bund und gelobten sich gegenseitig, als christliche Herrscher ihre Völker nach den Vorschriften des Christenthums zu regieren, sich unter einander als Familienväter mehrerer, durch das Band des Christenthums verbundener, Familien anzusehen, und in ihren Verhandlungen unter einander sich stets von christlicher Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Friedensliebe leiten zu lassen. — Der Einfluß des Christenthums auf die verschiedenen Verhältnisse in den Staaten ist in vieler Hinsicht bemerklich geworden. Die Kriege werden mit mehr Schonung und Milde geführt, wie ehemals, und man sucht sie zu vermeiden, so lange man immer kann.

Die Bestrafungen der Verbrecher sind menschlicher, als sonst; und auch in den Gefängnissen, unter den Menschen, die die menschliche Gesellschaft von sich ausgeschlossen hat, ist die christliche Liebe geschäftig, das Wohl der Seele zu befördern. Die Gefängnißgesellschaften suchen dahin zu wirken, daß die Gefangenhäuser Besserungsanstalten werden. Sie haben Prediger und Schullehrer in den Gefängnissen angestellt, um die Eingekerkerten zu unterweisen, sie verschaffen ihnen Arbeit und nehmen sich der Entlassenen zu ihrem weitem Fortkommen hülfreich an.

Eine andre liebliche Frucht der christlichen Menschenliebe ist die Abschaffung des Sklavenhandels. Auch diese ging von England aus, wie denn auch England in seinen ausländischen Besitzungen unter allen Völkern die meisten Sklaven hat. Es war schon oft im englischen Parlament zur Sprache gekommen, daß der Handel mit Sklaven und die Sklaverei etwas Unmenschliches und Verabscheuungswürdiges sei, aber der Eigennutz der Sklavenbesitzer und derjenigen, die bei dem Sklavenhandel reich wurden, wußte alle Maßregeln dagegen lange Zeit zu hintertreiben. Aber der edle William Wilberforce, ein Parlamentsglied, brachte die Sache immer wieder aufs neue vor und ließ sich durch keinen Widerspruch ermüden, bis im Jahre 1807 das Gesetz gegeben wurde, daß der Sklavenhandel aufgehoben sei. Dadurch sollte dieser Greuel wenigstens einst aufhören, wenn es auch noch nicht thunlich war, alle jetzt in der Sklaverei lebende Menschen sogleich frei zu machen. Wilberforce glaubte aber sein Werk nur halb gethan zu haben, so lange nicht auch die andern Völker denselben Entschluß faßten. — Darauf war unablässig sein Bemühen gerichtet, und jetzt, nach dreißigjährigem, beharrlichem Wirken hat er wirklich die Freude, daß die europäischen und amerikanischen Mächte sich zur völligen Abschaffung des Sklavenhandels vereinigt haben. Freilich wird er noch gegen die bestehenden Gesetze da und dort von kühnen Schleichhändlern getrieben, und es hält schwer, entfernte Gegenden so genau zu bewahren, um ihn ganz zu verbüthen; aber die Sklavenschiffe, deren man habhaft werden kann, werden angehalten und die Neger zu den freien Negercolonien geschickt, wo sie zum bürgerlichen und christlichen Leben unterwiesen werden. — Auch die Leibeigenen

schaft, die als ein Ueberbleibsel aus älter, dunkler Zeit noch in einigen Ländern bestand, wurde meist ganz aufgehoben, oder doch sehr gemildert.

Im Jahre 1817 am 31. October wurde es 300 Jahre, daß Luther zu Wittenberg die Reformation anfang. Als dieser Tag herannahete, wurde beschloffen, ihn in der evangelischen Kirche, wie auch schon vor hundert und vor zweihundert Jahren geschehen war, feierlich zu begehen. Die Vorbereitung zu diesem Feste führte die evangelischen Christen wieder näher auf die Geschichte der Glaubensreinigung und auf die Schriften der Reformatoren. Es wurde aufs neue kund, wie viel man diesen herrlichen Männern Gottes verdankte, und was eigentlich der Grund des evangelischen Glaubens sei. Da erkannten viele bei dieser gründlichen Nachforschung, wie weit sie sich von diesem Grunde entfernt hatten und bekantten sich von Herzen wieder zu dem Kern des Evangeliums: daß der Sünder aus Gnade vor Gott gerecht werde durch den Glauben! Zugleich erkannten die beiden evangelischen Kirchen deutlicher als je, daß dasjenige, was bisher als Scheidewand zwischen dem reformirten und lutherischen Bekenntnisse gegolten hatte, nur ein menschlicher, unwesentlicher Unterschied sei, der sie nicht hindere, sich fortan als Eine Kirche zu betrachten, und dabei die verschiedene Auffassung einzelner Lehren dem Gewissen eines jeden zu überlassen. Selten ist wohl ein kirchlicher Gedenktag mit größerer Begeisterung gefeiert worden, als diese Jubelfeier der Reformation. Ein neues, freudiges, kirchliches und christliches Leben verbreitete sich von diesem Tage über die ganze evangelische Christenheit. An manchen Orten, wo es die äußern Verhältnisse gestatteten, wurde die Union (Vereinigung) der beiden, bisher getrennt gewesenen Kirchen wirklich vollzogen, indem man sich über die verschiedenen kirchlichen Einrichtungen brüderlich vereinigte, und statt der bisherigen Partheinamen Reformirt und Lutherisch den Namen der evangelischen Kirche annahm. Wo die äußere Lage der Gemeinden das nicht zuließ, da bestehen sie zwar noch abgesondert neben einander, aber doch in Liebe und Eintracht verbunden, und als Glieder Einer Kirche. Die höheren, kirchlichen Behörden des Landes, die Consistorien, die Synoden der Provinzen und der

Kreise, sind sämmtlich für die vereinigt-evangelische Kirche angeordnet!

Es ist überhaupt eine erfreuliche Bemerkung, daß die Christen aus allen verschiedenen Glaubensparttheien sich mehr anerkennen und lieben gelernt haben, als in früheren Zeiten. Der mindeste Unterschied in kirchlichen Formen oder in Lehrmeinungen wurde sonst oft Veranlassung zu Mißtrauen, Trennung und Streit, und nicht selten sprach man sich darüber unter einander die Seligkeit ab. Jetzt reichen sich die wahren Christen über die kirchlichen Schranken hinüber die Hand der Gemeinschaft und der Liebe, und erkennen, daß sie bei allem äußern Unterschied in der großen Hauptsache Eins sein können. Auch die Christen verschiedener Länder und Welttheile sind einander näher gekommen durch häufige Reisen, durch Briefwechsel und durch Vereinigung zu den gemeinsamen großen Angelegenheiten des Reiches Gottes. Das gehört mit dazu, um die Zeit vorzubereiten, wo alles Ein Hirte und Eine Heerde sein soll!

Auch das dürfen wir als etwas Gutes rühmen, das unsrer Zeit angehört, daß jetzt so viel Sorgfalt auf die Unterweisung der Kinder und auf gründliche Bildung derselben gewandt wird. Die Staaten haben es erkannt, daß es beides, ihre Pflicht und ihr Vortheil ist, die Sorge für die Erziehung der Kinder nicht den Aeltern allein zu überlassen, sondern durch Gründung und Beförderung guter Lehranstalten dazu mitzuwirken, daß die Kräfte und Fähigkeiten der Kinder gehörig entwickelt und ihnen etwas Gutes ins Herz gepflanzt werde. In unserm preussischen Staate geschieht insbesondere sehr viel für das Schulwesen. Ueberall, wo es noth thut, sind neue Schulen errichtet worden. Alle Kinder sind von der Obrigkeit für schulpflichtig erkannt, und kein Kind darf confirmirt oder zum Abendmahle zugelassen werden, das nicht gehörigen Schul- und Religionsunterricht empfangen hat. Durch die Einführung besserer Lehrweisen ist den Kindern das Lernen sehr erleichtert worden. Für die Bildung junger Lehrer wird durch Schullehrerseminarien gesorgt. Eben so besorgt ist unsre väterliche Regierung dafür, daß auch die höheren Unterrichtsanstalten, die Gymnasien und Universitäten, ihren Zweck erfüllen, und es sind strenge Prüfungen ange-

ordnet für alle, die diese Lehranstalten verlassen und ins bürgerliche Leben eintreten wollen. Ueberall aber ist der Wunsch und das Bemühen des Königs und seiner Räte darauf gerichtet, daß sein Volk nicht nur verständiger und geschickter sondern auch gottesfürchtiger und frommer werde; und das ist für unser liebes Vaterland ein unschätzbar großer Segen, daß der König und das königliche Haus ihren Unterthanen mit einem wahrhaft christlichen Exempel vorgehen. Darum hat auch der Herr ihn und seinen Thron in den stürmischen Zeiten, die wir erlebt haben, so gnädig bewahrt, und hat ihn zu hohen Ehren gesetzt, daß in bedenklichen Augenblicken die Augen der mächtigsten Monarchen auf ihn gerichtet waren, und der Krieg oder Friede Europas von seiner weisen und gerechten Entscheidung abhing.

Wenn wir endlich auch das noch von unsrer Zeit rühmen können, daß man in verschiedenen Wissenschaften und namentlich in den Naturwissenschaften große Fortschritte gemacht hat, so haben wir uns darüber am meisten zu freuen, daß die menschliche Erkenntnis, nun mehr als sonst, mit der göttlichen Wahrheit Hand in Hand geht. Es war traurig, daß diejenigen, die sich früher mit der Erforschung der Naturkräfte oder mit Beobachtung der Geschöpfe beschäftigten, meist mit dem Worte Gottes ganz unbekannt oder gegen das Christenthum feindselig gesinnt waren, und sich freuten, wenn sie in den Ergebnissen ihres Forschens Scheingründe fanden, um der Bibel zu widersprechen. Seitdem aber wahrhaft weise und fromme Männer tiefer in die Naturwissenschaften eingedrungen sind, bekennen sie überall, daß die ganze Natur die Aussprüche der heiligen Schrift auf das genaueste bestätigt und sind dadurch mit neuer Ehrfurcht gegen dies göttliche Buch erfüllt.

— — — — —

6. Was ist zu tadeln und zu fürchten von unsrer Zeit.

An demselben Sonnenstrahle, an dem der Weizen und die edle Traube reif wird, reift auch das Unkraut. Wenn

wir rühmen dürfen, daß wir in einer gesegneten Zeit leben, in der viel Gutes erwachsen ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir auch in einer gefährlichen Zeit leben, in der das Böse schnell gedeiht.

Seit der französischen Revolution ist fast kein Land von innern Unruhen und Volksgährungen verschont geblieben. Von China im fernen Osten bis nach Südamerika hin hat der Empdrungsgeist alle Länder durchzogen. Mancher Herrscher hat seitdem seinen Thron verloren, mancher Staat ist neu umgeformt worden, aber die Völker sind nur immer unglücklicher geworden, je mehr sie die heilige Ordnung Gottes mit Füßen traten. Suchen wir die Ursachen dieser gottlosen und verderblichen Unruhen, so finden wir sie in dem Hochmuth der Menschen, der sich nicht unter das Gesetz der Obrigkeit beugen will und in der traurigen Verblendung, als ob die Staatsverfassung Schuld an so vielem Elende wäre, das die Menschen sich doch selbst durch die Sünde zuziehen. Vor einem Jahrzehnd hatte sich eine Schaar unerfahrner, erst kaum erwachsener Jünglinge mit einander verbunden, um die jetzige Staatseinrichtung in unserm Vaterlande umzustürzen und eine neue Ordnung einzuführen, aber sie mußten ihre Thorheit und ihren Frevel zum Theil mit langer Gefängnißstrafe büßen. Als vor zwei Jahren die Franzosen abermals ihren bisherigen König vom Throne stießen und eine neue Revolution dort ihr Wesen trieb, da erwachte der Freiheitschwindel auch wieder da und dort in Deutschland, und an manchen Orten empörte sich das Volk geradezu gegen seine Obrigkeit. Zwar ist, Gott sei Dank, der Ausbruch dieses traurigen Uebels an den meisten Orten schnell unterdrückt worden, aber dennoch ist es unverkennbar, daß der Sinn demüthiger und gehorsamer Unterwerfung unter den Willen der Obrigkeit, aus Ehrfurcht gegen Gott, aus vielen Gemüthern verschwunden ist. Mancher nimmt es sich heraus, über die Staatseinrichtungen zu urtheilen, der nicht das Mindeste davon versteht. Andre klagen und murren über die Steuern und Abgaben, die sie dem Staate bezahlen müssen, und lassen sich doch von der Sünde und von ihrer Weltlust freiwillig noch viel höher besteuern. Und Gott gebe, daß dieser böse, dem Evangelio und aller menschlichen Ordnung feindselige Sinn

balb ganz verschwinden, und Demuth und Gehorsam wieder die Herzen der Unterthanen erfülle, damit nicht für Staat und Kirche großes Unheil daraus erwachse.

Zugleich mit diesem stolzen, ungebundenen Wesen offenbart sich jetzt unter den Menschen ein großer Leichtsin. Die wichtigsten Dinge können geschehen, und man achtet ihrer kaum, die Gedanken eilen schnell von Einem zum Andern, und nichts macht einen tiefen, bleibenden Eindruck. Das zeigte sich deutlich, als vor zwei Jahren die furchtbare asiatische Cholera sich unserm Vaterlande näherte. Zuerst war große Furcht da, und mancher zitterte für sein Leben und wurde zu ernstern Gedanken angeregt. Als aber die Krankheit nicht so schnell, als man dachte, herein brach, wurde die Angst bald vergessen, und verwandelte sich an manchen Orten in die leichtsinnigsten Spöttereien. Auch das ist ein trauriger Beweis von dem jetzt herrschenden Leichtsinne, daß, seitdem die Obrigkeit die Gefangenen milder behandelt und schonender bestraft, die Sünden und Verbrechen sich so sehr gemehrt haben. Viele tausend Menschen, die doch von Jugend auf viel Gutes gehört und gelernt haben, beweisen durch ihr Verhalten, daß nicht der sanfte Ruf des Evangeliums, sondern nur das Schwert des Richters, sie vom Bösen abhalten kann.

Zu denjenigen Sünden, die sich in unsrer Gegend auffallend gemehrt haben, und großes Verderben mit sich führen, gehören vor allen das Sonntagsarbeiten und das Brauntweintrinken. Das kann fürwahr keinen Segen bringen, wenn man den Ruhetag, den Gott den Menschen aus großer Liebe gegeben hat, durch Arbeiten entheiligt. Wie viele Menschen leiden schon jetzt großen Schaden an ihrer Seele, weil sie die christliche Ermahnung und Erbauung entbehren, und welche Unwissenheit, Rohheit und Lasterhaftigkeit wird noch daraus entstehen, wenn dieser so weit eingerissene Mißbrauch noch ferner besteht und noch weiter um sich greift. — Welche schrecklichen Folgen die Trunkenheit mit sich bringt, das bezeugen die Armenanstalten und die Zuchthäuser. Kein Krieg, keine Pestilenz, keine Hungersnoth häuft so viel Elend über die Menschen, als diese traurige Leidenschaft; und kein Gesetz der Obrigkeit kann dieser Sünde wehren. In Nordamerika und in England haben gutgesinnte Männer Mäßig-

Leitvereine gestiftet, indem sie selbst das schriftliche Versprechen gegeben haben, dem Genuße des Branntweins, dessen Gebrauch so leicht den Mißbrauch nach sich zieht, ganz zu entsagen. Viele andre sind ihrem Beispiele gefolgt, sogar solche, denen schon das Trinken zur Gewohnheit geworden war, haben sich angeschlossen, und schon jetzt sind die Erfolge davon sehr gesegnet.

Von manchen andern Sünden unsrer Zeit kann man freilich sagen, daß sie auch vorher da waren und in eben dem Maße, aber wenn man bedenkt, daß in unsern Zeiten die Mittel des Heils zur Unterweisung und Besserung reichlicher als je vorhanden sind, so ist es schon sehr traurig und bedenklich, wenn es nur bleibt, wie es gewesen ist. Wo die Sünde nicht abnimmt, da nimmt sie in ihrem Fortgange zu!

Jeder Blick auf unsre Zeit verkündigt uns laut, daß wir in einer wichtigen Zeit leben, in welcher beides, das Böse und Gute, schneller dem großen Urndtorage entgegen reift. Unentschieden, zwischen Beidem, kann und soll keiner stehen bleiben. Die Frage ergeht an Jeden: Wesh willst du sein und mit wem willst du es halten? Wer sich bald und aufrichtig für Jesum und für sein Reich entscheidet, der kann es zu unsrer Zeit, bei so vielen Mitteln, schnell weit im Guten bringen, wer aber jetzt noch der Sünde lebt, über den wird auch das Böse eine desto größere Macht gewinnen, und er eilt schnell seinem Verderben zu.

7. S c h l u ß.

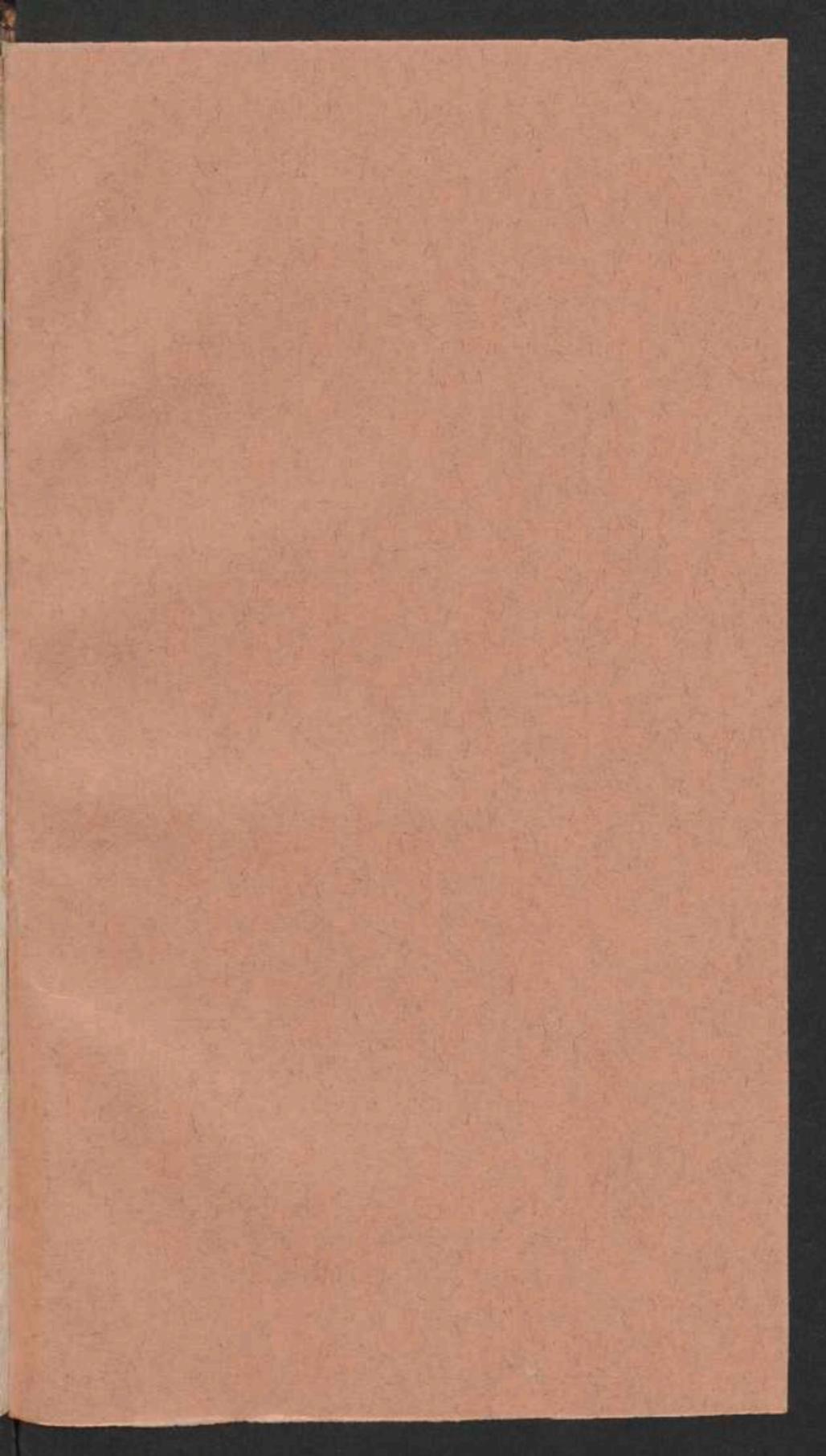
So haben wir denn die Geschichte der christlichen Kirche von ihrer Stiftung an bis auf unsre Zeiten betrachtet. Wie herrlich und heilig sind die Wege, die der Herr seine Gemeinde geführt hat! Wie hat er sie so wunderbar erhalten in gefährlicher Zeit, wie hat er sie so treu und geduldig geleitet, und, wenn sie von der Wahrheit abirrte, sie wieder zurechtgebracht! Alles muß dem großen Herrn Himmels und der Erde zur Erziehung der Seinen

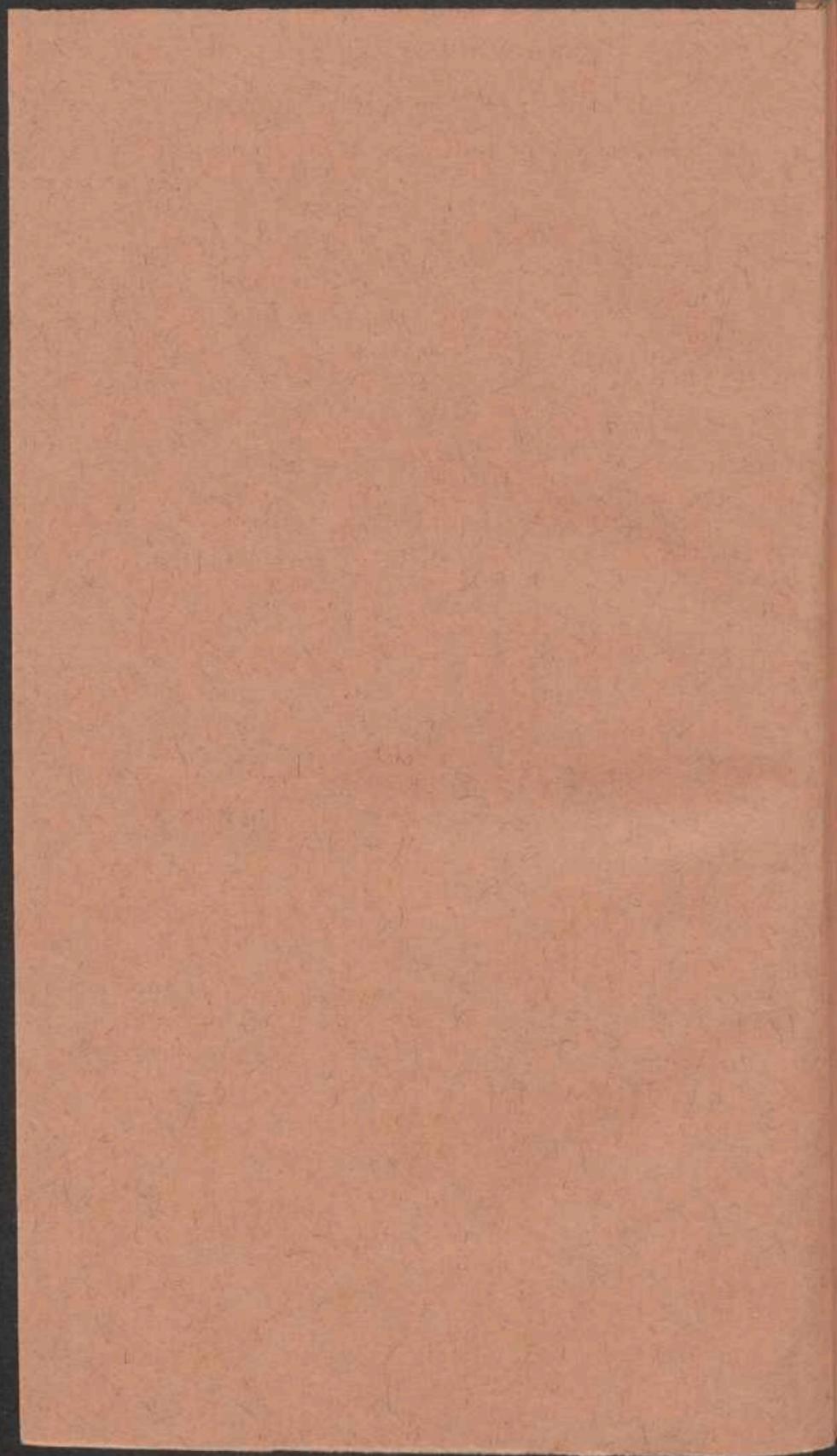
zu Dienste stehen, Naturereignisse, Kriege, Verfolgungen, alles muß dazu mitwirken, daß sein Rath hinaus geführt wird. Laßt uns unserm Herrn danken, daß er auch uns in seinen Pflanzgarten gesetzt, und uns so viele Mittel gegeben hat, ihn kennen zu lernen und durch ihn selig zu werden. Laßt uns nur trachten, daß wir wahre Glieder seiner Kirche werden, die den Namen, den sie tragen, durch ihr Leben bestätigen und dem Herrn zu gefallen suchen in Demuth, Wahrheit und Liebe. Denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel vertrauet ist, von dem wird man viel fordern.

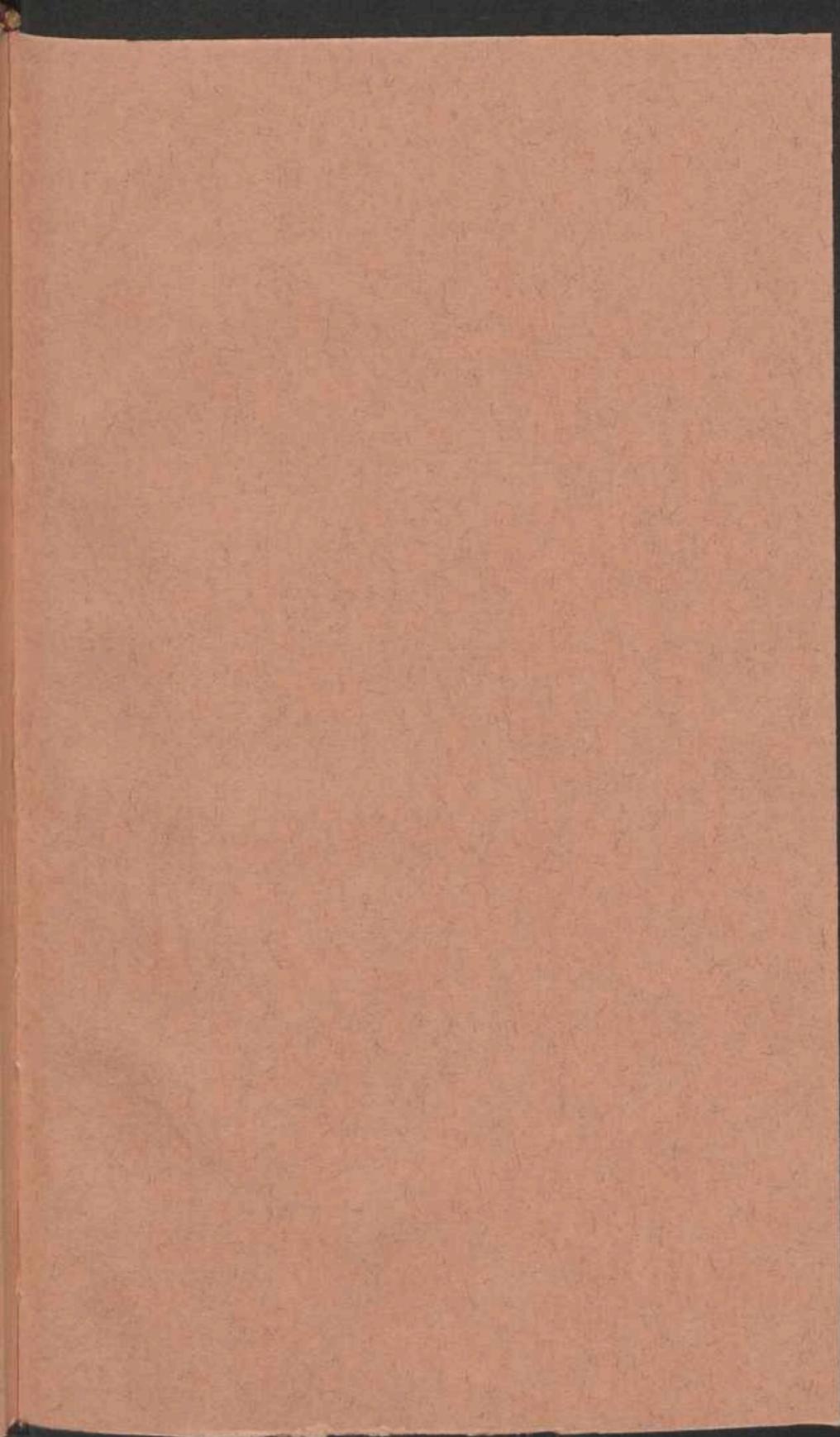
Der Herr hat ein Reich angefangen, und zugereicht, daß es bleiben soll. Wenn das Gute und das Böse neben einander zu immer größerer Kraft erwächst, so haben wir noch einen entscheidenden Kampf des Lichts und der Finsterniß zu erwarten. Darauf weist uns auch die heilige Schrift hin, und ruft uns zu: Lasset Eure Lenden umgürtet sein und Eure Lichter brennen und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten! Aber desß dürfen wir uns freuen, daß das Reich Jesu Christi den Sieg behalten, alles durchdringen, und was es nicht durchdringen kann, überwinden wird. Wie herrlich muß es auf Erden sein, wenn einst alles dem heiligen und gnädigen Willen unsers Herrn unterworfen ist.

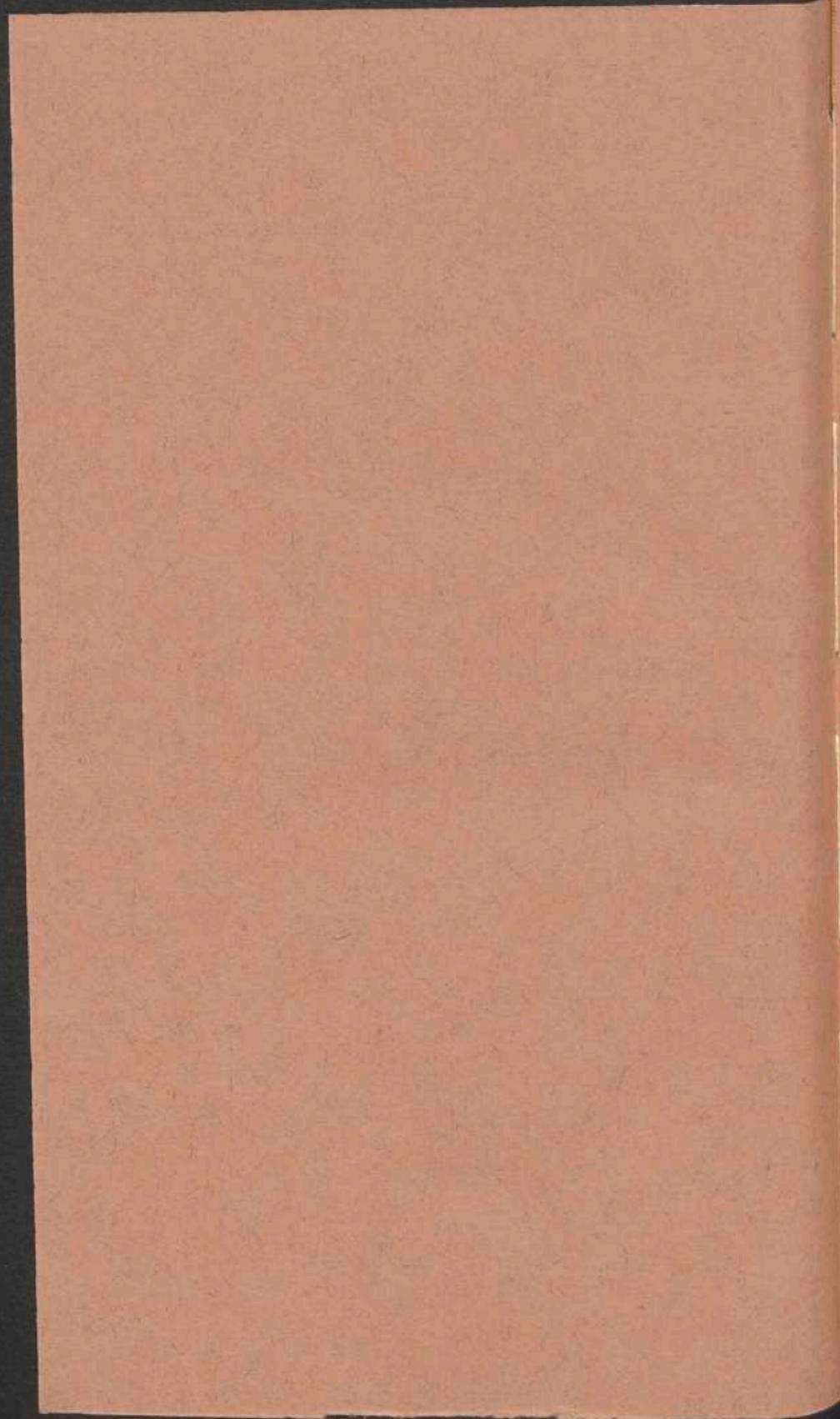
Herr, Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel!

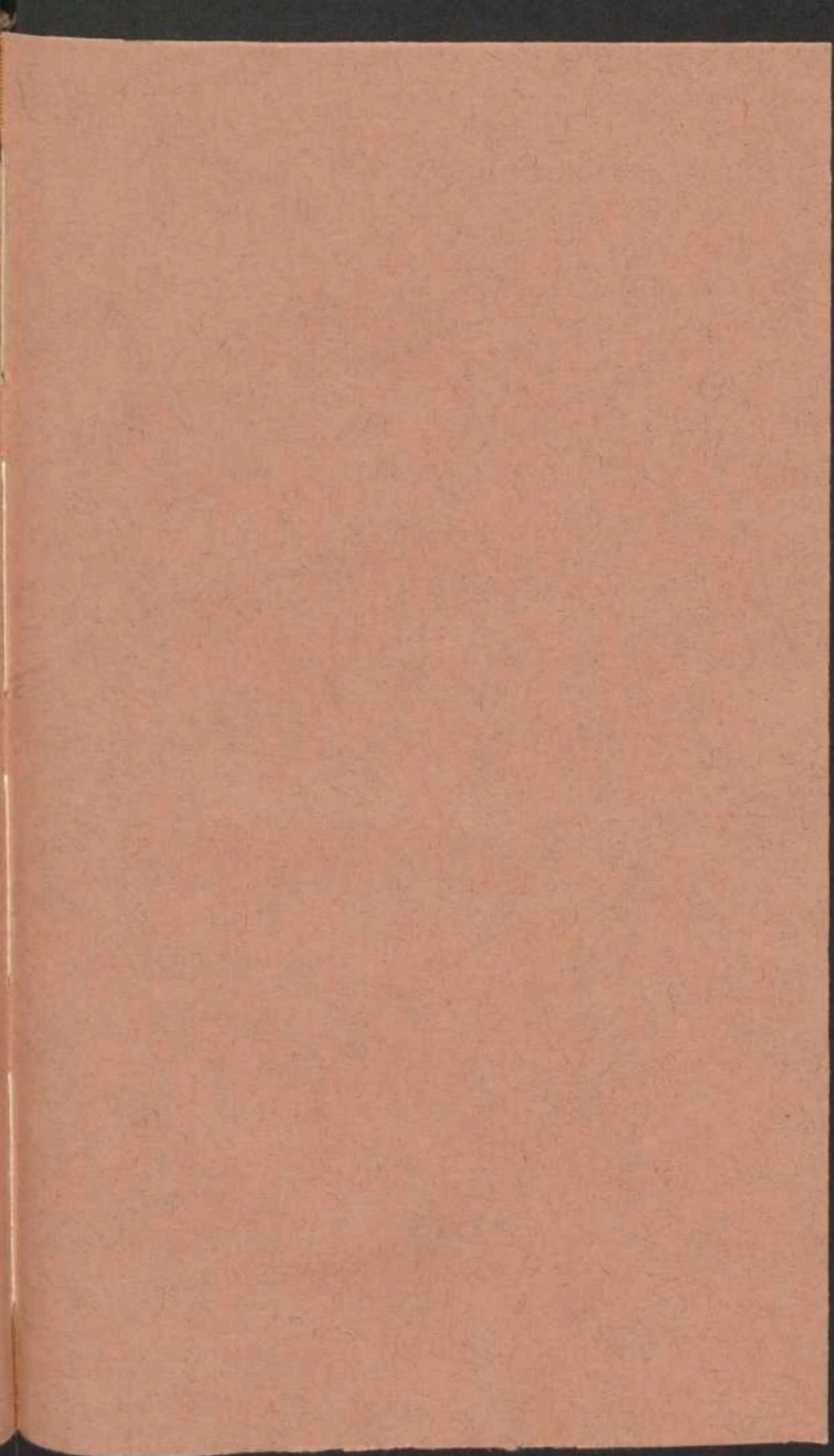
A m e n.

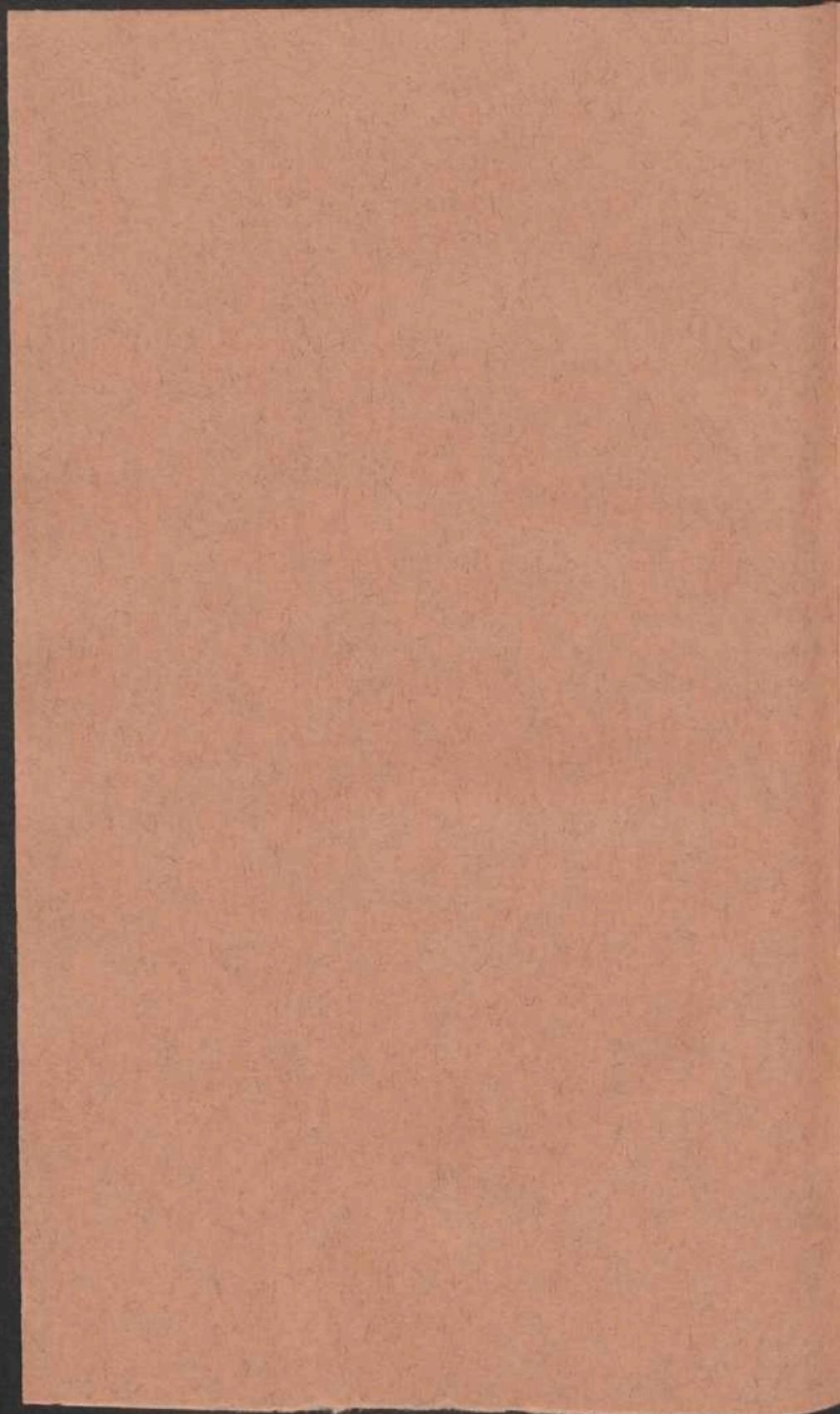


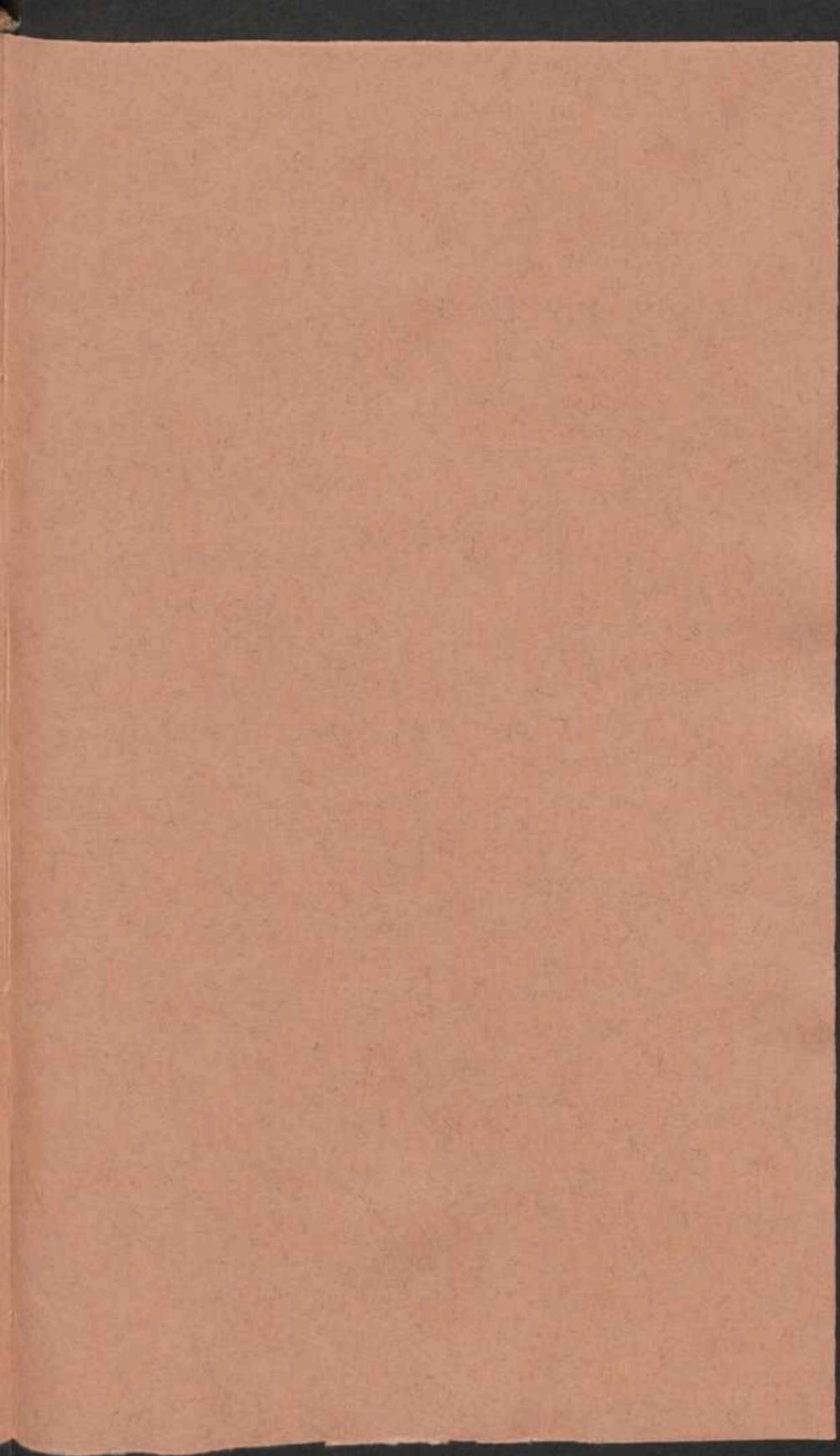


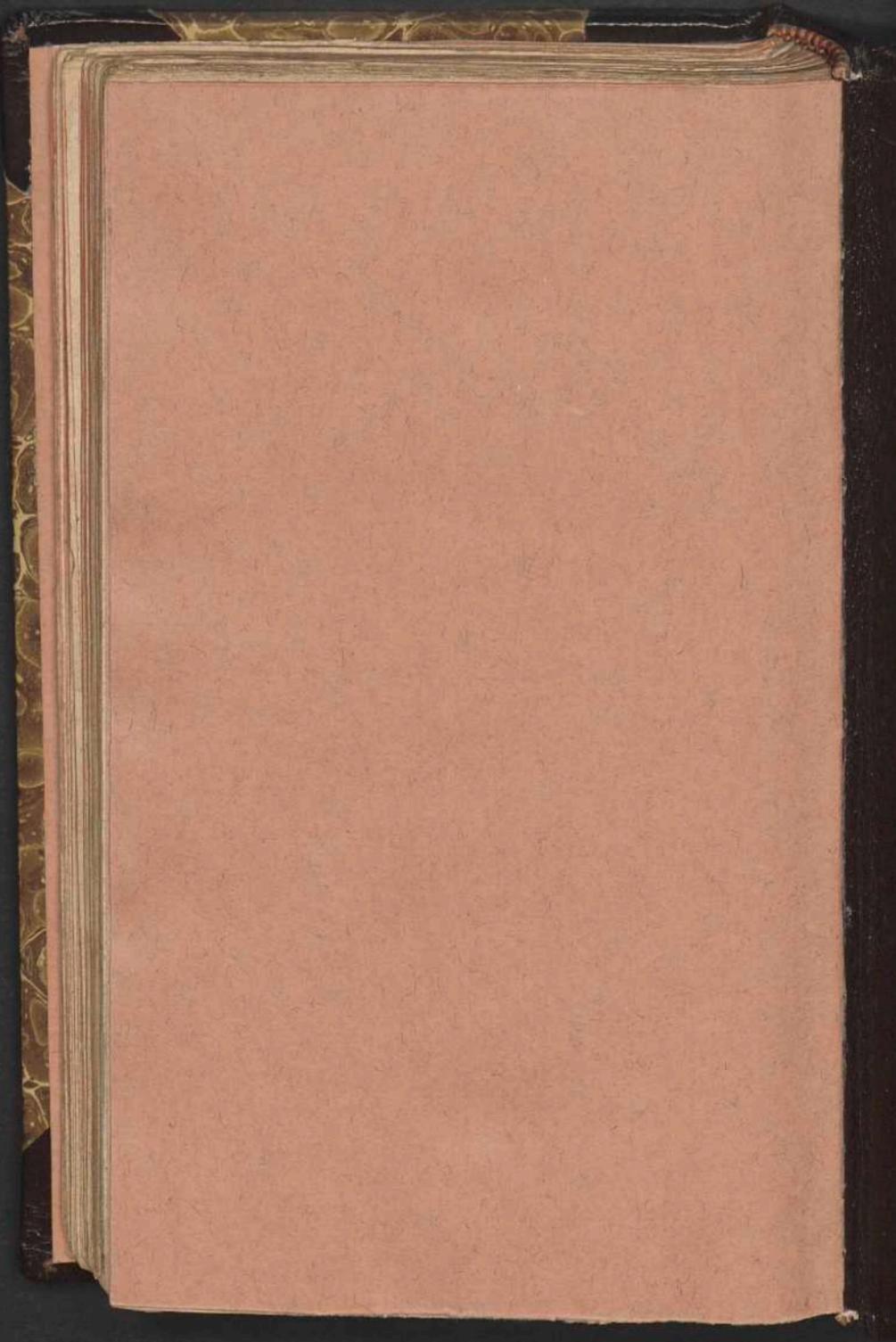












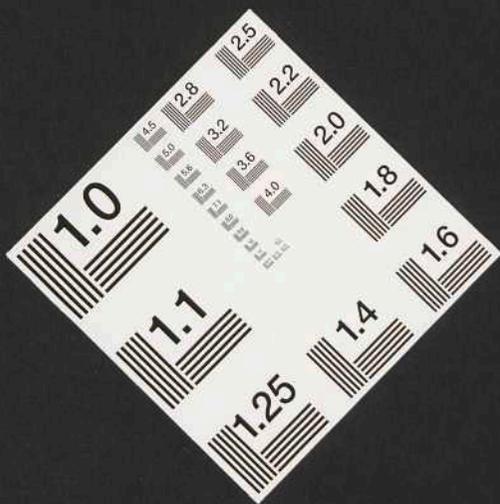
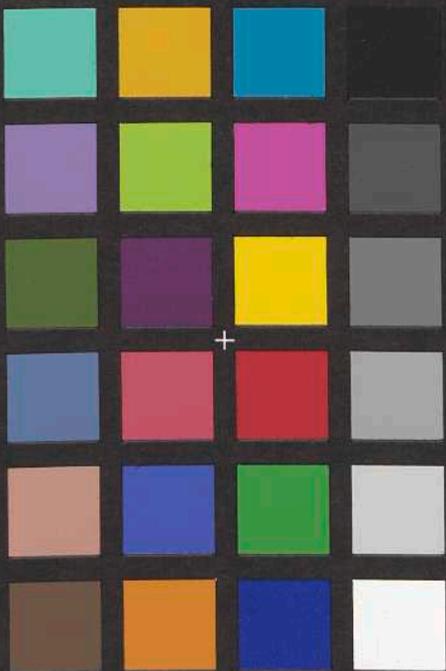
B XIV, 591 R

Staatsbibliothek zu Berlin
Buchbinderei II
Datum 24.2.35
Name J.D.



x-rite

colorchecker CLASSIC



Staatsbibliothek
zu Berlin

Preussischer Kulturbesitz